

Verbundkatalog Kalliope

Tiergeschichten (Lasset die Tiere zu mir kommen)

Kugy, Julius

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

T i e r g e s c h i c h t e n

(L a s s e t d i e T i e r e z u m i r k o m m e n .)

Dr. Julius Kugy.

T o n i .

Ich ging einmal in einer warmen Sommernacht spät nach Hause. Es muss nach einem Theaterabend gewesen sein. Beim Caffè Fabris kam von der Seite her ein Hund auf mich zu. Er tat sehr bekannt und erfreut, und wedelte mich heiter an. „Servus“, sagte ich zu ihm, wie man unter Studenten zu sagen pflegt. Er ging ohne weiteres mit. Wäre er ein Mensch gewesen, so hätte er mich gewiss unter den Arm genommen. Ein anderer Hund wäre zur Seite oder hinterher gegangen. Er zog vor mir dahin, nicht ohne sich gelegentlich liebevoll nach mir umzusehen, als habe er die Absicht, mich zu adoptieren. Er war mittelgross, eher klein, recht mager und struppig. Schön war er nicht. Ueber die Rasse wurde ich mit mir nicht einig. Den kurz geringelten Schwanz trug er zur Seite geneigt. So schnurstracks er ging, hatte es infolge dessen den Anschein, als bewege er sich in Hyperbeln.

Vor meinem Haustor sagte ich ihm bedauernd, meine Mutter sei prinzipiell gegen alle Hunde, er möge entschuldigen, aber eintreten dürfe er nicht. Er schien nicht im mindesten beleidigt, und als das Tor aufging, huschte er als erster hinein. Im Garten war noch Licht, da sass meine Schwester und las. Alle anderen schliefen schon.

„O, die Schwester“, dachte er und begrüßte sie mit achtungsvoller Ergebenheit.

„Schöne Geschichte,“ sagte ich, „was wird Mama sagen?“ Wir sassen und beratschlagten. Fortjagen ging nicht mehr an. So liessen wir ihn im Hofe, und gedachten die Sache vorerst einmal gründlich zu beschlafen. Als ich am anderen Morgen in schweren Sorgen wegen des Kommenden aufwachte, hatte er sich seine Stellung im Hause schon gemacht. Da er uns nämlich scheiden und das Tor zum Hofe vor ihm zufallen sah, hatte er sich erst einem stummen Schmerze hingegeben. Dann hat er erst leise zu jammern und

endlich lauter und lauter zu rufen begannen. Mama, die der Dienstboten wegen immer mit einem offenen Ohre schlief, erwachte und dachte verwundert, wieso es möglich sei, dass vom Hofe herauf Hundegejammer ertöne. Sie erhob sich, ging im leichten Nachtgewand und in ihren niederen schwarzsamtenen Pantoffeln die Treppe hinab und öffnete das Heftor, um nachzusehen.

"O, die Mama," blitzte es durch seine geängstigte Seele! Es war der Augenblick, der über sein ganzes künftiges Leben entscheiden musste. Er nützte ihn mit Geist und Verständnis. Er warf sich ihr zu Füßen, die er nach seiner Art mit Liebkosungen zu überdecken begann. Nun war meine Mama sehr kitzlich, und es war ihr sogar unangenehm, wenn ein Fremder ihre Hand küsste, geschweige denn die Füße. So wandte sie sich, da einige verzweifelte Abwehrversuche nicht glückten, zu eiliger Flucht. Das Heftor blieb offen, rasch die Treppe hinauf, den Hund immer liebkosend an den Fersen. Beflügelten Schrittes erreichte sie ihr Zimmer. Der Hund nach. Es blieb Mama nichts übrig, als schnell unter die Decke zu schlüpfen. Da setzte er sich vor ihr Bett hin und bat mit den Augen. Jeden ihrer Versuche aufzustehen und ihm die Türe zu weisen, erstickte er mit seinen Liebkosungen im Keime. Jedesmal mussten ihre Füße sofort unter der Decke verschwinden. So ist es gekommen, dass der Findelhund diese erste Nacht in unserem Hause in Mamas Schlafzimmer zugebracht hat. Und noch mehr! Als sie morgens erwachte, da hatte er es sich auf Papas längst verwaistem Bett nebenan bequem gemacht und begrüßte sie von dort aus als alter Hausfreund und Zimmerkamerad. Das hat Mama so schwer kompromittiert, dass sie schwach wurde und unseren vereinten Bitten nicht widerstand. Der Hund blieb.

Wir dachten an einen Namen. Toni erschien uns der richtige. Toni Kugy natürlich. Da ich aber Doktor bin, so schien mir mein akademischer Titel fast eine Provokation zu sein, wenn ich nicht auch ihn promovierte. Bei offiziellen Gelegenheiten wurde er somit als Doktor Toni vorgestellt.

Toni hat rasch eine fabelhafte Carriere gemacht. Er wurde nacheinander Garten-, Hof-, Haus-, Zimmerhund, er wurde Wächter und Vertrauter, Freund und Berater, gelegentlich war er Herr und Alles. Es öffneten sich ihm alle Türen, er blickte in alle Laden und Kisten. Die Besuche führte er ein. Mit allen war er gut Freund. Ob sie wollte oder nicht, musste Mama sich seine besondere Anhänglichkeit gefallen lassen. Gerne lagerte er auf dem Saume ihres Kleides, wenn sie sass, und kam jemand, so schien seine Miene zu sagen: Siehst Du, das ist mein Platz. So weit habe ich es gebracht. " Aber auch am schuldigen Respekt ihr gegenüber liess er es nie fehlen. Lag er auf der Strohmatte am Fusse des Stiegenaufganges, so rückte er nur ein kleinwenig beiseite, wenn wir anderen hinaufgehen wollten. Kam aber Mama, so stand er voll Ehrfurcht auf, stellte sich zur Seite und blickte ihr stehend nach, bis sie oben verschwunden war. Dann erst legte er sich wieder hin. Das war gewiss ein feines und tadelloses Benehmen, und Mama lächelte ihm gütig zu.

Dann begann er das untätigen Lebens Überdrüssig zu sein und sich nach einer passenden Beschäftigung anzusehen. Die suchte und fand er im Stall. Nie hat ein Stallhund seinen Stallberuf ernster aufgefasst, als Toni es tat. Schon beim Putzen und Striegeln früh morgens war er dabei, lief geschäftig auf und ab, und hielt die Pferdedurch passende Zurufe in Zucht und Ordnung. Zum Einspannen an den Arbeitskarren begleitete er sie einzeln hinaus und sah zu, dass sie sich ordentlich zur Deichsel stellten. Wenn dann Christian, der alte Kutscher, um 7 Uhr morgens zur Arbeit fuhr, sprang er freudig bellend voraus und verkündete durch alle hallenden Gassen, dass der beste und vornehmste aller Karren herankomme. Unbeschreiblich war seine Würde, wenn er wachen Auges und mit gemessener Feierlichkeit neben dem hoch beladenen Karren einherschritt. Denn da galt es den Pferden und zugleich der kostbaren Ware. Christian war Meister in der Kunst, die Pferde recht

weit von einander anzuschirren, dass sie breit und in wohlgenährter Behaglichkeit einherzogen. „Wie zwei Kühe,“ behaupteten die neidischen Zungen. Aber Christian und Toni wussten es besser. Es sah aus wie eine gewaltige, schwerbeladene Fregatte, die direkt von jenseits der Meere dem Hause seine Ware zuführte. Und Toni war der nimmermüde Pilot! Begegnete man ihm da, so lief er nur auf einen Augenblick grüssend herüber und sofort wieder zurück. „Keine Zeit, keine Zeit, Du siehst, ich habe Arbeit und Verantwortlichkeit!“ Wurde dann abgeladen, so lag er daneben, beobachtete aufmerksam, wie die Waren im Magazin verschwanden, und ruhte mit hängender Zunge von der schweren Mühe aus. Manchmal erhob er sich, lief ins Büro im ersten Stockwerk hinauf, machte eine kurze Runde, um zu sehen, ob auch da alles in Ordnung sei, und kehrte wieder an seinen Platz zum Karren zurück. In die Wohnung kam er von da an seltener. Vielleicht um uns den penetranten Stallgeruch zu ersparen, der ihm bald anzuhaften begann, und der Mama zur Verzweiflung brachte, wahrscheinlich aber aus absolutem Zeitmangel.

Er war ein sehr selbständiger Charakter. Was man so folgen nennt, das hat er nie gekannt. Er tat seine selbstgewählte Pflicht und wahrte sich im Uebrigen seine persönliche Freiheit. Er war keine Dieners- sondern eine Herrennatur. Das liebe ich auch an Hunden. Ich wünsche nicht, dass sie mich auf Kommando anwedeln. Kommen sie aber aus freiem Antrieb und bekennen sie mit aufrechtem, stolzem Grusse: Du bist und bleibst mein lieber freigewählter Herr, zähle auch mich, Deinen getreuen Vasallen, in Freud und Leid, in Not und Gefahr“, so atmet man in reiner Luft und fühlt sich dreifach beglückt und gesichert. Wahre Liebe und Treue gedeiht nur in der Freiheit.

Machten wir Sonntags Ausflüge zu Wagen, so lief er immer nebenher oder als Wegweiser vor den Pferden. Sehr oft ging es da nach Lipitz. Manchmal schwenkte er in die Karstwiesen ab, oder jagte einem Hasen nach. Dann kam er wieder zu uns, wenn wir von der Terrasse des lieben Lipi-

zener Gasthauses auf die schöne, grüne Waldoase hinabblickten. Kam er nicht so wussten wir, er habe genug von der Landpartie und sei auf eigene Rechnung und Gefahr nach Hause gegangen. Er band sich nicht gerne. Einmal begleitete er mich auf den Slavnik. Als ich von der Kuppe jenseits abzusteigen begann, sah er mich schief an und blieb stehen: „Geh' doch mit, Toni“, sagte ich zu ihm. Aber in seinen Augen bemerkte ich, dass sein Sinn heimwärts stand. Der Weg ist weit. Um ihn nicht zu verlieren, band ich ihm eine Schnur um den Hals und zog ihn sanft nach. Aber schon nach wenigen Schritten hatte er sie durchbissen und eilte zurück. Mein Rufen hatte nur zur Folge, dass er den Schweif einzog und noch rascher lief. Ist mein Herr so verrückt, so will ich es nicht sein“, dachte er offenbar. Und als ich spät abends nach Hause kam, wurde mir erzählt, er sei schon in den ersten Nachmittagsstunden dagewesen. Er begrüßte mich, als ob nichts vorgefallen sei.

Auch in den Gassen der Stadt wünschte er manchmal incognito herumzuflanieren. Begegnete ich ihn dabei, so schaute er auf die andere Seite und tat, als sehe er mich nicht. Wäre er ein Mensch gewesen, so hätte er dazu einen Gassenhauer gepfiffen, aber gesehen hatte er mich natürlich doch, denn als ich an der Ecke stillstand, und ihm nachsah, hatte auch er sich eben nach mir umgeblickt, ehe er an der jenseitigen Ecke verschwunden war. Wenige Minuten darauf konnte er dann nachgejagt kommen, um in ausgelassener Freude ein Wiedersehen zu feiern, als sei es das grösste Glück, mir zu begegnen. Ein ausgesprochener Charakter!

Einknicken, scharwenzeln, das konnte er nicht. Im Staatsdienst, bei ^{m/}Militär wäre er schwer weitergekommen. Er gehörte auf die Höhen des Lebens, wo Herz und Geist entscheiden und alle gleich sind, die rechtschaffen ihre Pflicht erfüllen.

So hat er zehn- oder zwölf Jahre in unserem Hause gelebt. An

allen Geschicken, die es in diesem Zeitraume betreffen haben, an freundlichen und tröstlichen, aber auch an widrigen und traurigen hat er mit der Kraft seines Herzens teilgenommen. Dann legte er sich hin und starb an Altersschwäche. Im Stalle. Das Leben der Hunde ist leider kurz, viel kürzer als mancher unnütze Mensch es verdienen würde. Ich besuchte ihn, da er auf seinem Sterbebette lag. Er konnte nicht mehr essen. Doch wedelte er schwach mit dem Schweife und küsste mir leise die Hand. Nichts zu machen, sagte abhselzuckens der Arzt. Christian stand trübe daneben, die Pferde hielten die Köpfe gesenkt, der Stall trauerte. Im Hause war alles still! Toni lag im Sterben! Alles hätte so gerne geholfen!

Sein Begräbnis war sehr arm. Einen Stein erhielt er nicht. Aber hier, lieber Toni, alter Freund aus glücklicher Zeit, habe ich Dir ein ganz bescheidenes Denkmal gesetzt. Deine einfache, prunklose Seele versteht, dass ich es besser nicht machen kann. Dankbar und treu wedelst Du von fernen Gestaden herüber!

=====

Sus und das Turteltäubchen.

~~~~~

Zieht man an unserem Tore die Klingel, so wird es mittelst eines Hebels vom ersten Stockwerk aus geöffnet. Der Fremde steht verblüfft und weisse nicht recht, soll er warten oder eintreten. Eine Torhalle empfängt ihn, die durch das ganze Haus geht, und an deren Seitenwänden die alten Götter Griechenlands angemalt sind. Die „Ahnengalerie“ sagten später moderne Freunde, die so was nicht haben. Dann steigt man einige Stufen hinauf zu einer höheren Plattform. Links die Türe zum Holakeller und die Treppe zu den Wohnräumen, rechts die Waschküche, in der zu Mamas Zeiten bis in die späte Nacht gebügelt wurde. Geradeaus öffnet sich das Tor zum Hof. Dahinter liegt der Garten, zu dem wieder einige Stufen emporführen. Er ist von hohen Mauern umgeben, wie ein Klostergarten. An sein oberes Ende hat uns die neuere Zeit ein riesig hohes Zinshaus hingestellt, dessen weissgetünchte, uns zugekehrte Feuermauer so grell leuchtete, dass man einige Zeit lang Gletscherbrillen aufsetzen musste, wenn man hinsah. Wilder Wein, Apheu und rankende Rosen haben sich später hoch emporgearbeitet, so dass sie den unteren Teil verdeckten. Eine ganze grüne, rosendurchwirkte Wand war es im Sommer. Ich hatte mein Auge bald so eingestellt, dass ich nur die sah, das grellweisse darüber strafte ich mit Verachtung und sah es einfach nicht. Das muss man sich im Leben angewöhnen. Den grellen Alltagseffekten, die alle Leute uns vor die Nase hängen, werden wir nicht entgehen können. Aber das richtig eingestellte Auge gleitet kalt und unempfindlich daran vorbei und darüber hinweg und führt verständnisvoll nur Bilder zur Seele, denen sie sich gerne und dankbar erschliesst.

Vom Dache des Hauses sah, da wir alle noch sehr jung waren, lange Zeit eine weisse Katze in den Hof herab. „Herrgott, da müsste es schön sein“, dachte sie offenbar, denn sie sass immer oben und schaute

sehnächtig. Auf einmal war sie da. Sie hatte den Weg gefunden. Aber anstatt sich unmanierlich zu benehmen, den Tauben nachzujagen und anderen Unfug zu treiben, trug sie den feinsten Anstand zur Schau und bekundete die wohlherzogensten und friedfertigsten Absichten. Kam jemand von uns herab, so umkreiste sie ihn hochgehobenen Schwanzes in der anmutigsten und einschmeichelndsten Weise, so dass niemand den geringsten Anstand daran nahm, dass aus der Dachkatze eine Hofkatze geworden war.

"Aber herauf kommt sie mir nicht", sagte Mama.

Stundenlang sass die Katze und blickte zur Küche hinauf, bis das Fenster klang, die Köchin sich zeigte und ihr etwas gutes hinabwarf. Das blieb so eine Weile, dann begann die Katze, die schon Muz hiess, mit sanfter Würde die Treppen emporzugehen bis zur Küchentüre. Da sass sie bescheiden und miaute manchmal leise, bis die Köchin ihr etwas brachte. Wir fanden, dass die Sache sich ganz folgerichtig entwickelt hatte, und dass der Platz vor der Küchentüre nach aller bisherigen Aufführung der gebührende und selbstverständliche sei.

"Aber in die Küche kommt sie mir nicht", sprach Mama.

Wieder verging einige Zeit, da hatte es sich Muz unter dem Sparherd bequem gemacht, wo es am heissesten war. Das geschah wieder so ohne alles Aufsehen, in der natürlichsten, einfachsten und klarsten Weise, als sei es so vorbestimmt gewesen, und niemand erhob dagegen eine Einsprache.

Muz wurde wunderschön. Sie hielt auf peinlichste Reinlichkeit, und da sie keine Sorgen hatte, und an der Quelle sass, wo es an gutem Essen nicht mangelte, so rundete sie sich sanft aus, ohne an Eleganz und Geschmeidigkeit zu verlieren, denn sie war noch jung. Alle sagten, eine so schöne Katze sei noch nicht dagewesen.

Da lag sie also in der Sparherdhitze und schnurrte behaglich.

"Aber in das Zimmer kommt sie mir nicht", erklärte Mama.

Und richtig. Eines Tages zog sie auch da ein. Nicht etwa heimlich, nicht an den Wänden einhereschleichend, furchtsam und fluchtbereit, O nein. Die Türen waren offen geblieben, und da kam sie mitten durch die "Zimmerflucht" herein, rechte Platz und linke Platz, als gehe ein unsichtbarer Hofstaat mit, Schritt vor Schritt, sanft und mild, hoheitsvoll und wunderfein in ihrer samtönen, schneeweissen, sieghaften Herrlichkeit, wie eine wirkliche Königin. Nur eine Schleppe hatte sie nicht. Den Schweif hielt sie bolzgerade in die Höhe, denn das ist bei den Katzen Zeichen höchster Feierlichkeit und strenge Vorschrift spanischen Katzenseremoniells. Wir standen alle auf. Sie aber ging schnurstraks zu Mama und machte ihr eine feine Hof- und Staatsvisite. Mama war gewohnt, ihre Besuche mit Auszeichnung zu empfangen und so machte es sich wunderschön. Nur hätten wir es gerne gesehen, wenn Mama Muz eingeladen hätte, ihr gegenüber Platz zu nehmen, wie sie es selbst bei viel steiferen und anmutloseren Damen immer zu tun pflegte. Aber das tat sie nicht. Sie beugte sich wohl vor unseren Hausgeistern, die den Tieren freundlich gesinnt waren, aber gerade Bruderschaft hat sie mit diesen nie getrunken.

Muz war zu nobel, um ihren Erfolg voll auszunützen. Wohl blieben ihr die Zimmer offen und sie kam manchmal leise schnurrend herein, aber immer waren es nur Spaziergänge und kürzere oder längere Besuche. Ihr Lieblingsplatz blieb unter dem Sparherd.

In unserer Küche lebte damals eine reizende Turteltaube. Die sass am Fenster, blickte in den Garten, flog aber nie fort. Sie war einmal zugeflogen gekommen und geblieben. Eine liebe, feine Turteltaubenseele. Erst schien sie ein junges, wenig erfahrenes Turteltaubenmädlerl, im Verle<sup>3</sup>st-

fe der Jahre wurde sie langsam ein still in sich zurückgezogenes Turteltaubenaltjüngferchen. Nach der grossen Welt ist ihr Sinn nie gestanden, Theater hatte sie in der Küche genug. Vielleicht ist auch der schützende Wall der Klostermauern nach ihrem Geschmack gewesen. Und doch hat die kleine schlanke Person in den wenigen dramatischen Augenblicken ihres Lebens eine Energie bekundet, die man in diesem zierlichen Körperchen niemals geseht hätte.

Zwischen Katze und Turteltaube entwickelte sich mit der Zeit ein zartes Verhältnis oder besser gesagt, da ja kein zweideutiges Wort in die Wechselbeziehungen dieser beiden reinen Seelen hereinpaßt, eine innige Freundschaft. Sie gesellten sich zueinander. Kam man in die Küche, so hockte neben der in immer üppigerer Leibesfülle prangenden, auf die warmen Steinfliesen schneeweiss und blank hingegossenen Muzgestalt schlank und fein das haselbraune Turteltäubchen mit dem schwarzen Ringlein um den Hals. Es war ein Bilderl aus dem Tierparadiese.

Natürlich, ein paarmal sind schon Meinungsverschiedenheiten vorgekommen. Manchmal erhob sich Turteltäubchen, stellte sich vor Muz hin und begann ihr ordentlich die Leviten zu lesen. Wirklich, sie hat ihr sehr energisch ihre kleine, zierliche Meinung gesagt. Vielleicht hat Turteltäubchen gefunden, dass Muz nun denn doch zu dick werde oder zu faul sei. Oder war es die Platzfrage? Wer weiss es! Es ist sogar vorgekommen, dass die Turteltaube auf die Katze losging, denn sie war ein nervöses Persönchen. Das war so drollig, wenn sie sich mit aufgeblähtem Halschen immer wieder hoch aufrichtete und gleich darauf tief niederduckte, und ihr so girrend und sankend näher und näher an den Leib rückte.

Und was tat Muz? Sie stand auf und flüchtete aus der Küche, die Treppe hinab in den Hof. Einmal hat das Turteltäubchen sie bis an die Küchentüre verfolgt, da hat es, wie man so sagt, die gute Muz einfach hinausgeschmissen. Aber Muz hatte recht. Ich würde auch davonlaufen, hätte

ich eine keifende Frau. Und das sage ich auch, ich käme nie wieder zurück! Muz aber, die Sanfte und Grossmütige wartete geduldig eine Zeitlang im Hofe bis der Zorn verbraucht war, dann kam sie wieder ruhig herauf, als ob nichts wäre. Da lagerten sie wieder, Muzekatze und Turteltäubchen, knapp beieinander unter dem Sparherd und es herrschte holde Eintracht und süsser Friede.

Muz ist in unserem Hause sehr alt geworden. Ich war schon Student in Wien und sie sass noch da. Sie bekam sehr schwere und breite Formen, wie Juno, als sie dreissig Jahre alt war, oder wie die Frauen, die Rubens gemalt hat, obwohl sie immer weiss in weiss und nur etwas in zart rosa verblieb, oder, wenn es erlaubt ist, diesen Vergleich heranzuziehen, wie die selige grosse Kaiserin Maria Theresia.

Dann starb sie eines natürlichen Todes, denn ewig kann leider niemand leben. Es herrschte grosse Trauer, meine vier Geschwister weinten. Da kam Baumbach dazu. Auch er war tief gerührt. Er hat sich hingesetzt und hat einen Nachruf geschrieben, der wirklich schön ist und der alle sehr getröstet hat.

Denn er lautet also:

K a t z e n j a m m e r

-----

Auch das Schöne muss sterben."

Vier holde Mägdlein stehen  
um einen Grabesstein,  
Und weisse Tücher wehen,  
Und Tränen fallen droin.  
Sie rieseln und sie rinnen  
Aus Äuglein braun und blau  
Wem gilt das Sehnen und Minnen?  
Der schönsten Katzenfrau.

Sie ist den Weg gefahren,  
 Den alles Ird'sche geht;  
 In ihren besten Jahren  
 Hat sie der Tod geküßt.  
 Sie stieg in's Reich der Schatten  
 Ach, allzufrüh hinab,  
 Und schnöde Mäuse und Ratten  
 Umstänzen ihr Heldengrab.

=====

Sie schritt einher so zierlich  
 Wie Mägdlein beim Reigentanz.  
 Wie trug sie so manierlich  
 Und stolz zugleich den Schwanz!  
 Sie hatte der Turteltaube  
 In Liebe sich gesellt.  
 Sie war zu gut, ich glaube,  
 Für diese schlechte Welt.

=====

Drum laßt die bittre Klage,  
 Ihr holden Maide sein,  
 Ruht auch im Sarkophage  
 Der Katze modernd Gebein.  
 Es stieg zum Katzenhimmel  
 Ihr Geist, dort kost mit ihm  
 Ein fröhliches Gewimmel  
 Von Katzen-Seraphim.

=====

Dort dräut den Engelkatzen  
 Kein zähnefletschender Hund  
 Dort fliegen gebackene Spatzen  
 Der Muz in den offenen Mund.  
 Dort springen vor ihrer Nase  
 Die Mäuse gebraten unker  
 Dort fließt von Milch eine Strasse,  
 Und nimmer wird die leer.

~~~~~ooOo~~~~~

Kling' aus in süßen Tönen,
 Mein Katzen-Grabgedicht,
 Und trocknet Euch, Ihr Schönen,
 Die Tränen vom Gesicht!
 Des Schicksals schwerer Jammer
 Schafft leider manchmal Schmerz,
 Doch auf den Katzenjammer,
 Folgt wieder Lust und Scherz-

~~~~~ooOo~~~~~

## III

## Benjamin

=====

Ich war damals Direktor im „Schillerverein“ und hatte den grossen Sänger Scheidemantel zu einem Konzert berufen. Gegen Mittag war ich zu ihm gegangen, um ihn zum Speisen zu holen. Aber er gab mir einen Korb, denn er wollte seine Stimme schonen. „Schlimm für Dich“, dachte ich mir, denn ich wusste, dass meine Mutter einige gute Sachen für ihn vorbereitet hatte. Aergerlich war ich doch, dass ich so allein zurückkomme. Da sah ich in der Via Belvedere einen schwarzen Matrosen an der Mauer lehnen, an dessen Brust ein kleiner, trauriger Affe ängstlich hing. Ich frug den Mann, ob er den Affen verkaufen wolle, und er bot ihn mir um vier Gulden an. Ich hatte wieder kein Geld bei mir und musste warten, bis ein Bekannter vorbeiging. Der liess mir die vier Gulden und der Affe war mein. Ich hielt damals sehr auf Eleganz, war wirklich fein beisammen und trug einen blanken Zylinderhut. Der Kleine krampfte sich fest an meine Brust, und ich schritt vorsichtig und mit aller Sorgfalt die Via San Anastasio hinauf. Alle Leute schauten mir nach. Die neugierigen Nachbarn blickten aus den Fenstern. „Der Herr Kugy hat einen Affen“, sagten sie.

Zu Hause war man im ersten Augenblick sehr erstaunt, denn alle hatten sich den berühmten Sänger Scheidemantel ganz anders vorgestellt. Aber der Affe hatte in Haltung und Gesicht eine so bedenlose Traurigkeit, sein dünnbehrter, magerer, kleiner Leib war so verwahrlost und, wie es schien, - so misshandelt und verprügelt, dass sofort alles um ihn versammelt war, um ihn zu pflegen, zu trösten, und wenn möglich aufzuheitern. Auch der Bekannte von den geliehenen vier Gulden war nachgekommen, nicht um sein Geld zu holen, sondern um an der „Familienfeier“ teilzunehmen, denn er kannte uns. Meine Mutter war gegenüber diesem winzigen, hilflosen

armen Häuflein von Elend und Unglück gar nicht dazugekommen, prinzipielle Bedenken auszusprechen. Wo es galt Not zu lindern, Müde zu laben, Trauernde aufzurichten, war sie immer die Erste.

Der Name des Affen ergab sich sofort von selbst. Benjamin natürlich. Es war ja unser Jüngster. An jenem Tage verblieb er in Trauer versunken und fast ganz teilnahmslos. Mit trübem, hoffnungslosem Blick schaute er still zur Seite. Er war offenbar zu früh von seiner lieben Mama weggekommen. So jung, arm und schwach! Nur einige Maccaroni hat er so nebenbei und zerstreut gegessen. Dann versank er wieder in sein traumriges Brüten und hielt Herz und Seele verschlossen. Aber in den folgenden Tagen heiterte sich sein Gemütszustand zu unserer unsagbaren Freude allgemach auf, er wurde zutraulicher und immer possierlicher. So ist doch noch in seine Kindheit ein freudiger Strahl gefallen.

Eine Zeit lang blieb der Fenstersims sein Quartier. Da blickte er durch die kasserne Scheiben auf die Gasse und ärgerte sich über die Gassenbuben, denen er drohende oder herausfordernde Grimassen zu machen begann. Oft kam er mit mir in den Garten. Er erkletterte die Büsche und naschte die Maulbeeren, wollte aber nie allein bleiben und lief mir ängstlich nach, wenn ich ins Haus zurückging. Er war mit sehr zugetan. Wirklich zärtlich ist er jedoch niemals zu mir gewesen. Erschrak er vor etwas, so floh er an meine Brust, drückte sich eng an mich und klagte mir vor. Aber auch in solchen Augenblicken der Hilflosigkeit und Schwäche war "ein bissele Falschheit immer dabei".

Später wohnte er im Gang, und als er in die Flegeljahre kam, installierten wir ihn im Hof. Da setzte er sich mit weit ausgespreizten Hinterbeinen so, dass er allen, die zu ihm hinschauten, ostentativ den Rücken zuwandte, und wie er so tat, als bemerke er uns nicht, und eifrig an irgend einem Spielzeug bastelte, oder darauf loshämmerte, sah er mit seinem schlichten, nussfarbigen Rückenhaar aus wie ein armer, in schweres

Verdienen versunkener Hofschuster. Denn die Schuster haben alle schlichte, nussfarbene Haare.

Als einmal der Rasenplatz im zweiten Garten gemäht worden war und wir am Heuhaufen Verstecken und Haschen spielten, da habe ich ihn zum ersten mal laut lachen gehört. Damals war unser Haus der Ort, wo man das lernen konnte. Ein goldenes Zeitalter lag darüber gebreitet, und durch Zimmer, Gänge und Torhalle klang das Lachen hinaus in Hof und Garten. Vereinigt uns mehr oder minder Silberhaarige nochmals dort und wir lassen es auch heute noch eben so hell und fröhlich erklingen. Denn es lagert noch reich bemessen im Grunde unserer Seele trotz allem, was da vorübergezogen ist.

Ja, Gott weiss es, trotz allem!

Natürlich das Aeßchen kommt nicht mit Höechen auf die Welt. Aber dem Reinen ist immer alles rein gewesen. Wie hätte es uns zum Bewusstsein kommen sollen, dass Benjamin der Flegeljährling, noch keine Hoserln anhatte?

Da kam eines Tages eine schon etwas Ältliche, sonst aber ewig junge, einschichtige Anverwandte zu uns. Sie war bis in ihre späteste Jugend sehr heiratslustig geblieben, aber die verschiedenlichsten, noch so geschickt ausgestellten Fangnetze hatten nicht verfangen. Erst sah sie interessevoll und auffallend lange hin, dann ging sie hinauf zu Mama und tuschelte ihr bei verschlossenen Türen und heimlich Verschiedenes ins Ohr. Die Folge davon war, dass ich Mama eifrig mit einem Stück roten Flanells beschäftigt sah. Als ich tagedarauf nach Hause kam, trat mir Benjamin mit einem prangenden roten Flanellunterröckchen angetan entgegen, das von schmaler Taille weit abstand, als sei er eine Ballettänzerin geworden. Ich lachte laut auf und Benjamin lachte verständnisvoll laut

mit. Dann geriet er in einen Zustand rasender Ausgelassenheit, klatschte mit den flachen Händen auf den Boden, tanzte wie besessen im Hofe herum, schlug Purzelbäume und sprang mit weiten Schritten auf die Bäume, dass man schnell wegschauen musste, wollte man ihm nicht unter das fliegende Räckchen sehen. Ich aber sagte zu Mama, dies alles sei nur ein Racheakt der Minschichtigen, weil Benjamin ihr keinen Heiratsantrag gemacht habe, den sie sicher angenommen hätte. Und das sass, denn es hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Schwestern lachten. „Der Julius trifft's doch immer!“ so sagten sie und so sagen sie noch heute. Ungezählt sind die Räckchen, die Mama immer wieder hergestellt hat. Die wichtigsten Stellen aber mussten fast täglich geflickt werden. Ja, da könnte ich noch vieles erzählen, wenn ich wollte und dürfte!

Sassen wir des Sonntags alle vereint im Garten, so bekundete Benjamin die Absicht, uns mit seiner Kunst zu unterhalten. Er trat zu einem Krokettpflock, warf sich in die Brust, blickte uns herausfordernd an, schwang sich hinauf und versuchte, auf einem Bein frei und aufrecht oben stehen zu bleiben. Er verlor sofort das Gleichgewicht, flackerte, nach Griffen suchend, mit den Armen und dem zweiten Bein in der Luft herum, und musste abspringen. Wir lachten ihn aus. Er wurde hitziger und hastiger und hatte immer weniger Glück. Es ergaben sich die drolligsten Posen. Geling es ihm trotzdem, sich einen kurzen Augenblick im Gleichgewicht zu erhalten, so flog ein unbeschreiblicher Ausdruck des Triumphes über sein Gesicht. Um so rascher folgten sofort darauf Absturz und Niederlage. Wenn unser Lachen ihm zu kränkend wurde, so lief er zu mir her, umarmte mich und klagte mir sein Leid. Dann ging er wieder hin und stellte eifrig seine Serien lebender Bilder und verunglückter Denkmäler posierender grosser Männer, die im Staube lagen, ehe sie auf die erwartungsvolle Menge hatten

wirken können.

Im Winter, da die Bora heulte, kam er in den warmen Holzkeller. Zuerst beschäftigte er sich tagsüber mit dem Holz. Man vernahm den ganzen Tag, wie er im Keller rumorte. Er schlichtete nach seiner genialen Weise, die Scheite flogen bis an die Decke. Dann wurde es auf einmal still unheimlich still. Was trieb Benjamin? Er versuchte in der Mauer zum Nebenhaus ein Loch auszubringen und war schon ordentlich vorwärtsgelassen, als ich dazukam. Da hing er an der Mauer mit einem Holzscheit in der Hand und schien bereit, sein Unternehmen mit flammenden Schwerte zu verteidigen. Im Nebenhaus wohnte ein armes Fräulein, an dem ein langes, karges Leben freudlos vorübergegangen war, ohne Bräutigen, ohne Mann. Sie fühlte sich so schutzlos und war ewig in Ängsten. Damals lachten wir viel über sie, heute weisse ich und erkenne es reuevoll, dass sie der Ärmsten eine gewesen ist. Ihr Zimmer befand sich im ersten Stockwerk, knapp am Holzkeller, denn unser Haus lag höher. Sie hatte das eiserne Kratzen, Scharren und Pochen vernommen und kam in Todesschreck herübergelaufen, man solle sie um Gotteswillen retten, Benjamin wolle zu ihr hinüber. Jeden Augenblick könne er erscheinen und dann sei es um sie geschehen. Ich tat, was ich konnte, verstopfte das Loch, aber Benjamin riss immer wieder alles heraus und arbeitete weiter. Zum Glück war es die Hauptmauer, und die schweren, festgefügtten Steine geboten ihm schliesslich Einhalt. Da liess er von seinem finsternen Plane ab und wandte sich wieder dem Holze zu, nicht ohne gelegentlich drohenden Blickes im Loch nachzuforschen, ob er nicht irgend eine Durchbruchmöglichkeit übersehen habe.

Er schlief am Fenster zum Neuboden des Stalles und hatte eine grosse Pferdedecke erhalten, in die er sich am Abend sorgfältig einwickelte. Wurde es sehr kalt, so stieg ich nach dem Nachessen hinunter und

brachte ihm einen „Plutzer“, mit heissem Wasser gefüllt. Den nahm er immer dankbar in Empfang. Er hielt ihn umarmt, zog die Decke über sich, und aus dem Ton der Selbstgespräche, die er dann führte, konnte ich entnehmen, dass er sich behaglich fühle und sehr befriedigt sei. „Benjamin, gib mir den Plutzer,“ sagte ich dann am Morgen zu ihm. Er sass am Fenster, blickte mich verstockt und mit unstäten Augen an, und wie ich näher trat, hielt er das irdene Gefäss mit beiden Händen über den Steinboden hinaus. War ich ganz nahe, so liess er es fallen und der Plutzer zerschellte auf den Stiegen. Da hatte er seine Freude! Das gab einen starken Plutzerkonsum!

So wurde Benjamin grossjährig, Mann und noch etwas, woran wir nicht gedacht hatten: er wurde gefährlich. Um Schultern, Nacken und Rücken wallte ihm ein breiter, langhaariger, eisengrauer Mantel. Der Leib blieb schlank. Er war zu einem prachtvollen Mantelpavian ausgewachsen. Seine Kraft war ausserordentlich, sein Gebiss das eines Tigers. Die Nachbarschaft wurde unruhig. Nachdem er einmal in die Dachkammer eines Nachbarhauses eingedrungen war und alles, was dort nicht niet- und nagelfest gewesen, aufs Dach getragen hatte, musste ich mich entschliessen, ihm einen KÜfig zu bauen. Ich bestimmte dazu eine grosse Nische des Hühnerhofes, die ich mit einem Dach versah und vorne mit starkem Drahtgeflecht sperrte. Da kam Benjamin hinein. Ich liess ein schönes Hundehaus bauen und stellte es ihm zur Verfügung, er aber traute dem Innern desselben nicht und installierte sich mit seiner Decke auf dem Dach. Anfangs fühlte er sich sehr wohl. Sein Lieblingsplatz war ganz vorne am Gitter. Da betrachtete er die Hühner und Tauben und gab ihnen Befehle, folgten sie nicht, so machte er ihnen entsetzliche Grimassen und bekam Wutanfälle. Damals ist auch die schöne Liebe in seinem Herzen aufgegangen. Sie galt

einer schlanken weissen Henne, die nur am Kopf und am Halse einige schwarze Tupfen hatte. Er liess sie den ganzen Tag nicht aus den Augen und bewachte jeden ihrer Schritte. Wenn Christian am Morgen das Hühnerhaus öffnete, hatte er sich schon so gesetzt, dass er sofort sehen konnte, wenn die Liebliche sich zeigte. Näherte sie sich seinem Käfig, so begrüßte er sie mit beifälligen Grunzen. Kam zufällig der Hahn auf sie zu, so tat er ganz verzweifelt und trachtete ihn mit den schrecklichsten Gebärden und oft mit wahnsinnigem Aufschreien zu verscheuchen. Die gelindeste seiner Drohungen bedeutete: „Ich drehe Dir fünfundzwanzigmal den Kragen um! Und bei Gott, er wäre bei den fünfundzwanzig Malen nicht stehen geblieben und hätte weiter umgedreht. Denn Temperament hatte er, und in der Eifersucht war er dem Mohren Othello über!

Mama besuchte ihn oft. „Wie geht es Dir, lieber Benjamin“, sagte sie lieb zu ihm und gab ihm Kirschen. Da die Hühner sich näherten, warf sie auch diesen einige zu. Sofort hatte Benjamin, der sich neidvoll verkürzt glaubte, herausgegriffen, und zwickte sie mit dem Daumen und Zeigefinger so kunstvoll und so heftig in den Arm, dass eine dunkelblaue Stelle entstand und Mama sich aufschreiend und gekränkt zurückzog. „Ein Teufel bist Du“, sagte sie. Da sie aber in ihrer Herzensgüte bald verziehen hatte und immer wiederkam, so waren ihre Arme fortwährend mit blauen Flecken besät, die niemand sich hätte erklären können, der Benjamins „Eigenheiten“ nicht kannte.

Ein entsetzliches Gegacker vom Hühnerhof her schreckte uns eines Tages vom Mittagessen auf. Wir stürzten hinunter. Benjamin hatte seine geliebte Henne erwischt, hatte ihren Kopf hereingezogen, dass der Hals lang, länger und immer länger wurde, und beschäftigte sich eifrig schmatzend damit, die schwarzen Tupfen von Kopf und Hals zu entfernen. Mit schwerer Mühe befreite ich das halb ohnmächtige Opfer, indem ich

schliesslich ein Glas voll Wasser über den gewalttätigen Liebhaber schüttete.

Eines Tages kam die Gattin eines Freundes zu uns und wir führten sie natürlich zum Affenkäfig. "Caro", sagte sie zu Benjamin, der sie mit flackernden Augen ansah. Ihre lange, spitze Nase gefiel ihm offenbar nicht, er war die Kugyschen "Patatanasen" gewöhnt. Eine Ausnahme macht die schöne Maria. Die hat die beste. Aber auch unsere haben Liebhaber gefunden. "Carino" wiederholte sie zärtlich und streichelte ihn mit dem Fächer. • Denn es war Sommer. Und schon hatte er ihn. Er setzte sich damit auf sein Hausdach und begann mit geschickten Fingern die Seide zwischen den Rippen wegzureissen. Ganz langsam, schön der Reihe nach. Nach jedem Riss blickte er schadenfroh auf die Dame, die schmerzzerfüllt und schwer enttäuscht vor dem Gitter stand. Als alle Seide weggerissen war und nur mehr die armen, nackten Rippen im Charnier hingen, griff er bedächtig mit der rechten Hinterhand tief hinein, dass zwischen jedem Finger ein Bündelchen davon lang hervorstand, und vollführte, knapp hinter dem Gitter auf- und abschreitend, frohlockend und roh auflachend einen Parademarsch, der boshafteste Befriedigung, herausfordernden Trotz, Triumph, Hohn und schrankenlose Verachtung ausdrückte. So war er! Wir führten die ganz geknickte Dame weg und lachten uns zu Tode. So waren wir!

Dann kam die Zeit, da er sich im Käfig nicht mehr wohl fühlte und auszubrechen versuchte. Er hatte wilde Unternehmungen, Racheakte, Raußzüge vor. Unermüdlich rüttelte er am Gitter oder bog mit starken Fingern an den Drähten. Einige Male erscholl der Ruf: "Benjamin ist los", und da musste ich meine ganze Kunst und Autorität aufbieten, um den mit aller Kraft Widerstrebenden in den Käfig zurückzubringen. Aber einige Hexensteine, die ich in meinen Stimmregistern für ihn hatte und die ihn offenbar glauben machten, ich sei von seinem Stamme, halfen mir schliesslich

immer dazu. Vergriffen hat er sich nie an mir. Ich musste befürchten, dass der wilde Bursche einmal ein ernstes Unglück anrichten könnte. Namentlich meine Mutter schien mir bedroht, der er von den Kirschen her Rache geschworen zu haben schien, denn er sah sie immer mit einer Miene an, die nichts Gutes verhieß.

So entschloss ich mich und schrieb dem Direktor des Schönbrunner Tiergartens, ob er einen gesunden, schön ausgewachsenen Mantelpavian haben wolle. Guter Behandlung war ich ja sicher. Die Antwort kam sofort, bejahend, sehr dankbar, der Affe sei willkommen, er werde gut behütet werden. Es war sehr schwierig Benjamin in den Transportkäfig zu bringen. Er wurde immer misstrauischer.

Schliesslich gelang es mir durch List. Als ich den Schieber öffnete, um ihm Lebewohl zu sagen, traf mich sein letzter, unvergesslicher Blick. Er war nicht zornig, aber enttäuscht, fast gedemütigt, vorwurfsvoll. Eine helle Mannesträne erglänzte in seinem Auge. Er musste verstanden haben, dass er fortkam. "Das tust Du mir, nach allen diesen gemeinsamen Jahren? Ist das Deine berühmte Treue?"

Ich sagte ihm, er werde Kaiserlicher Rat werden und es gut haben. Ich malte ihm sein künftiges Schicksal aus. Hochgeehrt, allgemein geschätzt und bestaunt, in heiterer, ebenbürtiger Gesellschaft, von jung und alt besucht, werde er dort ein Leben der Ruhe und Zufriedenheit führen. Trotzdem hat jene Träne noch lange auf meiner Seele gebrannt.

Ich erfuhr später, es gehe ihm sehr gut, doch sei er mürrisch und verdrossen geworden. Man hatte ihm eine Frau gegeben, aber es scheint eine konventionelle Heirat ohne Neigung gewesen zu sein, denn Bekannte hatten gesehen, dass er seine Frau vollkommen ignoriere. Sein Herz war nicht befragt worden. Der Süden wird ihm gefehlt haben, der Glanz des Meeres in

den Farben des Himmels, das lachende Haus und die frohe Umgebung, die in seine Kindheit und in seine Burschenherrlichkeit hineingeschaut hat. Er lebte in Schönbrunn sehr hygienisch, hatte einen guten, warmen Käfig, und statt Brunnenwassers bekam er nur kalten Tee zu trinken. Und doch hat ihn nach kurzer Zeit eine rasch verlaufende Lungentuberkulose dahingerafft. Ihn, der allen kalten Norastürmen Triest's in vollster Gesundheit getrotzt hatte!

So war wieder eine Aera in meinem Leben vorübergegangen, der eine starke Tierpersönlichkeit ihren Stempel aufgedrückt hat. Die Aera Benjamin.

Während war er ja nie gewesen, dazu war er zu zerfahren und in seinem Charakter zu impulsiv und zu sprunghaft. Gute Art war bei ihm auch nicht zu lernen. Nicht Bescheidenheit, nicht Geduld, nicht die demutvolle Stille der an Menschenjoch gewöhnten, dienenden und leidenden Kreatur waren in ihm. Was "Bitte", was "Danke schön", "Her damit", war seine Parole! aber aus der Erinnerung an seinen Entwicklungsgang, an sein Wirken und Leben hätte sich doch mancher deutliche praktische Fingerzeig für uns ableiten lassen, die wir zeitlebens unpraktische Idealisten geblieben sind, wie man energische Lebensführung mit gesundem Egoismus anfassen soll. Es sind Zeiten gekommen, wo ich unbescheiden und frech fordernd, rücksichtslos und herrisch handelnd, wie Benjamin es immer tat, gewiss am besten gefahren wäre. Je weniger ich seinem Beispiele folgte, um so schärfer hat sich die Erinnerung an ihn und an seine Art in mir herausgearbeitet, und um so bedeutsamer erschien mir seine ausschliesslich auf das Nehmen eingerichtete, von schwächlichen Rücksichten niemals angekränkelte, krassesten Egoismus und groteske Selbsterherrlichkeit predigende Figur. Vielleicht hat uns das Schicksal Benjamin gesandt, damit wir in letzter Stunde ganz oder teil-

weise von ihm lernen. Wir aber haben, im resigsten Idealismus verharrend, alle Blumen, die aus unseren Herzen erblühten, auf seinen Weg gestreut, und suchen noch heute im Erscheinen und Benehmen dieses kecksten aller Realpolitiker, die je unser Haus betreten haben, die von freundlichen Göttern ihm aufgetragene, wohlgemeinte, wenn auch erfolglos gebliebene ideale Mission.

====ooOo====

## M o t t o

=====

Am Col de la Seigne hatte ich mich von Helbronner getrennt.

Oben war Schneetreiben . Tiefer unten brach die Sonne durch, und die Vallée Blanche war von einem so blendenden und flimmernden Licht erfüllt, dass man kaum die Augen offen halten konnte. Die weissen Mont-Blanc-Gipfel grüssten aus gewaltigen Höhen. Als ich einen Augenblick in der oberen Alpe verweilte, sagte mir Croux, einer der Sennen habe eben ein junges Murmeltier gefangen. Ich sah es an und wusste sofort, was mir bisher gefehlt hatte. Ein Murmeltier hatte mir gefehlt. Ich erstand es um einen Franken und eilte mit meinem Schatz nach Courmayeur hinab. Meine Touren waren beendet, ich trat sofort meine Heimreise an. Wo ein kleiner Aufenthalt war, stieg ich aus und holte " fines herbes " für meine Marmotte. Ich war sehr glücklich.

" Wissen Sie, " sagte ich zu meinen Mitreisenden, " ich reise nämlich nicht so allein, wie ich aussehe".

" Mit wem reisen Sie denn ", fragten sie höflich.

" Mit meiner Marmotte ", sagte ich stolz,

" Dort ist sie in der Schachtel ".

" Könnte man sie sehen ?

" O gewiss ", und bereitwillig schloss ich Fenster und Türe des Coupes und öffnete zärtlich die Schachtel. Da sass sie und schaute still. Wer sonst hat ein so schönes, sanftes, ruhiges, reines Auge? So fein mandelförmig geschnitten, das Weiss ins Bläuliche schimmernd, sammetbraun die milden grossen Augensterne, im Ausdruck nur Güte, Geduld, Vertrauen, naive Unver-

derbenheit? Man suche nicht, ich weiss es, nur die Marmotte hat es.

„O wie lieb,“ sagten die Mitreisenden, Ja, gar so lieb! O du liebe Marmotte! Ich lehnte mich in die Coupekissen zurück, meiner Marmotte sicher. Die Stille der savoyischen Täler zog durch mein Herz. Dann fasste ich einen kühnen Plan. Ich wollte ein Marmottenunternehmer werden. Ich wollte noch mehr Marmotten sammeln und sie dann in den Julischen Alpen aussetzen. Die Stelle wusste ich schon. Im Kaltwassergraben, wo in den roten Alpenrosen mein Schlafplatz liegt. Dort ist Wasser, feines Gras Kompositenflora, Blockwerk, Geröll, Schutt, weiche Erde. Für Schutz vor Nachstellungen werde ich schon sorgen. Ich spreche mit dem König von Sachsen. <sup>x</sup> Schwere Strafen für jeden Zuwiderhandelnden! Kein Pardon für den, der sich an einer Marmotte vergreift! Ich werde es ihm schon zeigen! Dann komme ich auf Besuch. Schon von weitem schauen Korpitz und Kaltwasser Gamsmutter ganz vergnügt drein, denn es ist so liebe Gesellschaft zu ihren Füßen. Da pfeift es grell auf, dass es in den Wänden hallt, und dort wieder. Die Marmottenkolonisten haben mich bemerkt, sie sind auf die Blöcke gehuscht, machen ihre Männchen und Verbeugungen, und einer schwingt eine rote Fahne. Dann setze ich mich, sie kommen zu mir und wir spielen Savoyen. Nur das weiss ich nicht, ob ich diese Marmotte, das „Mottete“ nämlich in der Schachtel, auch mit aussetzen werde. Ob ich mich von ihm ge werde trennen können. Ob ich es nicht ganz bei mir behalten solle? Ich werde halt sehen. Vielleicht kann ich es später hinbringen, wenn alles gesichert und das Julische Marmottenparadies fertig ist. So rasselte ich mit dem Bilzug durch die lombardische Ebene und lächelte glücklich. Die

---

<sup>x</sup> Der damalige Jagdherr in Seisera und Kaltwassergraben.

Leute merkten es ordentlich, dass ich nicht allein sei.

Unser Hühner- und Taubenhaus im Hofe hat drei kleine ebenerdige Zimmerchen. Das mittlere richtete ich für Mottale her. Ich baute ihm auf einer Plattform von Brettern aus einer umgestürzten, mit einem Eingang versehenen Holzkiste aus Karststeinen und Wurzelholz einen Unterschlupf, stellte ihm viel Heu zur Verfügung, und es machte sich sofort daran, seine Wohnung ordentlich auszupolstern. Für gutes Essen war gesorgt: Äpfel, Brot, Polenta, Kohl, Kraut, Spinat, gelbe Rüben, rote Rüben. Am liebsten aber hatte es Radiccio. Und zwar je kräftiger und bitterer, umso besser. Ich ging, da ich Auswahl und Einkauf doch unmöglich der Köchin überlassen wollte, jeden Tag nach dem Börsenbesuch auf den Roten-Brücken-Platz, wo ich bald sehr bekannt wurde. "Vien el Sior del radiccio", sagten die Verkäuferinnen. Manchmal, wenn Radiccio fehlte, schwatzten sie mir Salatina, Rucola oder sonst was Süßes auf, aber Mottale war dann jedes mal sehr enttäuscht, denn das schmeckte ihm nicht. Sehr gerne nahm es aus dem Garten Wegerich, Löwenzahn und Malve. Auch Blätter vom Kaulbeerbäumchen liebte es sehr. Wasser trank es nie, das schüttete es immer aus. So wurde es dick und fett. Wie eine Walze wurde es, und ich hatte meine Freude, dass es ihm so gut anlag. Es war ganz zahm, und fuhr man ihm mit der Hand entgegen, so stellte es sich auf und vergnügte sich mit einer harmlosen, kleinen Rauferei, die aber nur eine gegenseitige Neckerei war. Die Magd Polonia, die auch wie eine Walze war, spielte mit ihm den ganzen, lieben Tag.

So kamen die Sommerferien 1913 heran und ich ging zuerst mit Dovgan ins Dauphiné. Auf der savoyischen Alpe Andelys gebot uns das schlechte Wetter einen dreitägigen Aufenthalt. Ich saß auf den Felsblöcken und schaute in die Nebel, Dovgan vertrieb sich die Zeit wie er

konnte, spielte mit den Alaskindern oder ritt auf dem Almesel. Eines Nachmittags kam er mit blutenden Händen und mit einer wilden kleinen Marmotte zurück. Zwischen den Moränenblöcken hatte er die nach heftiger Gegenwehr gefangen. Die war schon ein kleines Teufel. Gleich zeigte sie die Zähne und pfauchte und spuckte vor Wut.

Sie kam in einen Leinwandsack und dieser zu oberst in Dovgans Rucksack. So machte sie die Ersteigung von Pic und Mont Thabor mit. Im Abstieg vom Pic, der sehr steil ragt, war ich ernstlich besorgt, es könne ihr beim Klettern etwas geschehen, denn da war der Rucksack immer in bedenklicher Lage zwischen Dovgans Rücken und den scharfen Klippen. Er musste eine neue Klettertechnik anwenden und sich immer am Seil sehr stark nach vorne gebeugt halten. Fand das Tierchen, dass es zu stark geschüttelt werde, so protestierte es mit energischen, gellenden Pfiffen. Wir taufte es „Pic Thabor“. Es reiste mit Dovgan nach Triest. Zwei Wochen später zog ich mit Croux zum Col und Mont Tondu. Auf dem Wege über den Col de la Seigne, da wir schon auf französischen Boden gegen Mouttets abstiegen, begannen meine Leute plötzlich wie härrisch zu laufen. Ehe ich verstanden hatte, um was es sich handle, standen sie schon mit zwei jungen Marmotten vor mir. Die waren geduldig und ergeben und leisteten keinerlei Widerstand. Ich vertraute sie einem vorübergehenden Maultiertreiber an, der sie sorglich bei Madame Croux in Courmayeur ablieferte. Als ich dann zurückkam, nahm ich sie nach Triest mit. Da hatte ich schon grössere Sorgen. Ich kaufte vierfache Radicioladungen ein. An Winterschlaf dachten die Tierchen nicht, sie standen nur sehr spät auf und gingen sehr früh schlafen. Oft blieben sie nur zur Essenszeit auf. Mitte im Winter kam eine grosse Kiste aus La Grave. Savoye hatte sich meines Unternehmens erinnert und sandte mir fünf grosse Marmotten, die er im

Bau ausgegraben hatte. Nun war die Kolonie neun Köpfe stark. Ich sah meinen Traum sich erfüllen. Im August 1914 wollte ich sie aussetzen.

Es kamen Wintertage, wo es sehr schwierig wurde, das erwünschte Grünfutter aufzutreiben. Die Marktweiber am Ponte Rosso ergingen sich mir gegenüber in argen Preistreibereien. Das Mittelzimmerchen wurde den Marmeltieren zu enge. Die starken, neuen Ankömmlinge durchbrachen die Wand zum rechten Eckzimmerchen und installierten sich dort hinter und in einer mit Sand gefüllten Kiste. Jetzt hätte es schon ganzer Berge von Radiccio bedurft. Auch musste ich immer mehr Heu liefern. Das transportierten sie mit dem Munde, in den sie sehr geschickt mit den Händchen überraschend grosse Lasten stopften. So polsterten sie alles fein aus. Mottete blieb im eigenen Hause und litt es nicht, dass andere es mit ihm teilten.

Als das Frühjahr 1914 herankam und der Garten mit dem ersten Grün bekleidet stand, gab es Revolten. Die Marmeltiere wollten nicht mehr in den Zimmern verbleiben. Sie kratzten, bohrten, scharrten, zernagten und zerbiessen Balken und Bretter, verbogen Drahtgitter, demolierten mit unglaublicher Kraft Wände und Mauern und gelangten trotz aller Sicherungen immer wieder ins Freie. Mottete fand manchmal den Weg zur Küche hinauf, liebsten setzten sie sich aber alle auf die Maulbeerbäume und frassen die jungen Blätter ab, soweit sie ihnen erreichbar waren. Erst fing ich sie immer wieder zusammen und sperrte sie ein. Schliesslich überwogen Mitleid und Verständnis für ihren heissen Freiheitswunsch.

Da liess ich ihre Gefängnistüren sperrangelweit offen und gab ihnen den Garten preis.

Ein Mählein installierte sich in einer tiefen Mauernische hinter der eingemauerten oberen Gartentüre. Ein zweites grub sich sein Erdloch neben der alten morschen Gloriette hart an der Klostermauer unter einem Hollunderbaume. Mottete und ein Genosse wählten eine Stelle

mitten im Rasenplatz. Ein langer Gang führte schräg in den Boden hinein zu ihrem unterirdischen Bau. Das herausgescharrte Erdreich verblieb als Wall vor dem Eingang. Da saßen sie und sonnten sich. Zum Vorteil des ohnehin stark verwilderten Gartens war dies wohl nicht, denn Sträucher und Bäume hatten unter der täglichen eifrigen Wühlarbeit viel zu leiden und der grüne Rasenplatz war von den aufgeworfenen kahlen Stellen um den Bau arg verunziert. Aber es lag nun ein ganz eigenartiger Reiz über dem alten Garten.

Es war inzwischen sehr einsam geworden der alte Garten. Aus dem Hause klang kein Lachen mehr, es war nun wirklich klösterlich still. Ich war allein zurückgeblieben und auch mir war das Lachen für eine Zeit lang vergangen. Natürlich nur für damals, nicht für immer, Gott sei Dank. Ich war sehr müde, vielleicht krank. Kam ich unversehens hinunter, so gellten die Pfiffe. Dort huschte ein Tierchen in den Bau, hier sprangen behende Gestalten von den Maulbeerbäumen und flüchteten. Denn bis auf Mottele sind die Tiere scheu geblieben. Setzte ich mich dann hin, so erschienen sie langsam wieder. Es war so drollig, wenn sie sich aufsetzten und mit gestreckten Hälsen vorsichtig und aufmerksam zu mir herüber spähten. Mottele aber kam ganz nahe heran. Es setzte sich vor mich hin, richtete sein mildes, weltenfremdes Auge auf mich und schien sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Das tat so wohl, als frage das ferne, stille, zaubervolle Savoyen nach mir. Als habe es einen Boten geschickt mit einer Einladung und einer Mahnung: „Sei stark! Halte Dir den Weg frei zu mir, ins Glückesland!“

In diesem Jahr setzte ich die Tiere nicht aus. Die Welt erschien mir zu unruhig. Ich konnte den Entschluss nicht formen. Das war der Fehler. Daran ist alles gescheitert. Der August brachte den grossen

## Krieg.

Im November verschwanden die Marmotten zum Winterschlaf und tiefes Schweigen lag über dem Garten. Schliefen sie oder starben sie? Oft stand ich vor Mottes Bau. Warmes Winterquartier oder kaltes Grab? dann kam der Frühling 1925. Der Garten wurde wieder grün. Die Sonne leuchtete golden durch die jungen Blätter. Das grüne Gras stand schon hoch. Einladend der breitblättrige Wegerich, der goldgelb blühende Löwenzahn, das niederliegende, zu kleinen Inseln gesparte Malvenkraut. Ueber dem Marmottenlager blieb alles still!

Wacht auf, ihr Schläfer!

Ostern war da, voll prangende Frühlingszeit. Die rankenden Rosen setzten schon farbige Blütenknospen an. Die Sonne strahlte hell und warm, fast schon sommerlich. Noch immer nichts!

Der Gärtner kam. Ob er die Löcher und Wälle verebnen und Gras säen dürfe. Die Murmeltiere kämen doch nicht wieder. „Nicht anrühren“, ordnete ich streng an. „Noch können sie kommen.“ Aber Hoffnung hatte ich keine mehr. Ich sagte nur so, mich selbst zu beruhigen. Die Tage vergingen, es kam der 27. April. Ich lag früh morgens im Bette, im Halbschlaf, noch träumend. Mir ward, als wandelte ich durch eines der funkelnden Alpentäler Savoyens. Der Tau blinkte auf den samtgrünen Matten, der Firnenschnee erglänzte, die Morgensonne spielte über den feierlich ragenden, leuchtenden Gipfeln. Von den Moränenhängen schrillten die Pfiffe der Murmeltiere. Da fuhr ich auf. Das war ja doch kein geträumtes, es war ein wirklicher Pfiff! Dann Hundegebell, keifendes Hühnergegacke, zorniges Aufbegehren des Hahnes, wieder schrille Pfiffe in raschster Folge. Ein schwerer Tumult im Hofe. Die Marmotten waren auferstanden! Sie hatten sofort den altgewohnten Weg in den Hühnerhof genommen und

dort das versammelte Hühnervolk in heftige Aufregung versetzt. Peter, der Hund, hatte sie entdeckt, verscheucht und verfolgt. Aus der Erde auferstanden! Das ganze Haus jubilierte. Es war ein Freudentag, ein mir unvergessliches Fest der Auferstehung!

Nicht alle waren wiedergelassen. Aber Mottele war da, etwas schlanker allerdings als im Herbst vorher, und seine hellen Augen sagten: „Siehst Du, wie schön ich mich ausgeschlafen habe!“ Nun begann ihr frohes Treiben. Das war ein Leben!

Der Mai brachte den italienischen Krieg. Im Juni meldete ich mich zum alpinen Dienst. Als ich im Oktober zurückkam, war mein erster Gang in den Garten. Ich setzte mich auf eine Gartenbank, rief „Mottele“, und blickte zum Bau hin. Es erschien nicht und ich rief wieder und wieder. Da krabbelte es zu meinen Füßen. Ja gewiss, Lieb=Mottele war ja schon da! Es krallte sich an meinen Bein Kleidern fest und versuchte herauszuklettern. Ich half ihm, es setzte sich ruhig neben mich auf die Bank und auf meine Knie und nahm das Brot, das ich ihm gebracht hatte. So saßen wir in den folgenden schönen Herbsttagen noch oft beisammen, einträchtiglich, schweigend und beschaulich. Nur heftige Bewegungen mußte ich vermeiden. Die vertrug es nicht. In seiner Heimat gibt es solche nicht, da ist alles still, gelassen, feierlich, und alle Bewegung verläuft in ruhigen, schönen Linien.

Mich führte es zurück zu meiner Brigade, und sie gingen nach umständlichen Vorbereitungen neuerlich schlafen. Diesmal auf Nimmerwiederssehen. „Die Marmotten sind noch nicht gekommen“, hieß es vom Frühling 1916 an in jedem Brief meiner Hausleute. Oder: „Noch immer sind die Marmotten nicht da“, oder: „Von den Marmotten noch nichts zu sehen, werden sie wohl noch kommen?“ Und jedesmal sank ein Stückchen Hoffnung wie ein Stücklein Blau vom Himmel. Dann enthielten die Briefe nichts mehr

davon. Und ich frug auch nicht, es tat mir zu weh.

Das war so ganz nach Mottelles nobler, vertrauter, weltenfremder Art. Nicht qualvoll vor unseren Augen wollte es sterben und unter Wehmutstränen zur Erde bestattet werden. Nur einfach wegbleiben, gewesen sein, der Vergangenheit angehören, nicht wieder auferstehen. Scheiden nicht in sichtbarem Leid, in aufzuckendem Schmerz, in jäher Gewissheit, es müsse nun sein, sondern in leise, leise versinkender, allmählich verklingender, still, still verblassender Wiederschauhoffnung. Es ist nicht wieder zu uns gekommen. Und je stärker der Glaube ist, um so frommer naht der Trost. Denn Mottelle, könnte man sagen, ist ja vielleicht gar nicht gestorben. Nur anderswo, in einem besseren Lande, unter lichteren Himmel, zu schönerem, glücklicherem Los und Leben aus der winterschlafenden Erde wiedererstandend!

Oft werde ich mich nach Deinem Blick sehnen, du mein liebes Mottelle, der mir so viel mehr sagte, als das Geschwätz von tausend lärmenden Menschen. Es kommt mir manchmal vor, ich sei zu dir zu wenig lieb gewesen, denn das bisschen Radiccio zählt ja nicht. Ich hätte dir vielleicht mehr sein sollen und können. Ich liess dich gewahren, und das war eigentlich alles, was ich für dich getan habe. Ich möchte Dir noch sagen, wie wohl mir deine stille Gesellschaft getan hat, wie trostvoll sie mir war in einer schweren Zeit, die mich wie in eine unheimliche schwarze Wolke eingehüllt hatte. Ich bin dir dafür so vom Herzen dankbar und vergesse es dir nicht. Sollte deine liebe zutrauliche Seele mir etwas haben sagen wollen, das ich nicht verstand, so entschuldige es mit der bösen Hast des Lebens, die uns Menschenkindern auferlegt ist und die uns weiterpeitscht, wenn wir lauschend stillestehen möchten.

Kehre ich zurück, so werde ich Bauseingang und Wall vom Rasen überwuchert finden. Ein kleiner grüner Hügel wird jene Stellen bezeich-